

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1847

88 (31.10.1847)

Karlsruher Beobachter.

Nr. 88.

Sonntag den 31. Oktober

1847.

Der Schulmeister von Coeverden. *)

Eine niederdeutsche Geschichte von W. v. Heß.

Wo's um nichts geht, macht das Gepräch den Thaler, wie die Kutte den Mönch und der Federbusch den Soldaten. Darum verdämmert in der Zeiten gewöhnlichem Lauf gar manches Licht unter dem Scheffel, stirbt unbeachtet manches Herz, das kühn und thatenlustig unter unscheinbarer Hülle schlug. Anders ist es in den Tagen des Krieges und der Noth; da wird ein Hirtenmädchen zur Befreierin des Vaterlandes, da erhebt die Tugend der Mannhaftigkeit Lakaien und Schneidergesellen zu hohen Ehren. Nicht anders war es auch mit dem friedfertigen Schulmeisterlein von Coeverden, das ganz im Stillen Haar auf den Zähnen trug.

Was ist Coeverden, und wo? — Coeverden ist ein Ribig-
nest, rings von Sümpfen umgeben, wo hindurch nur drei Zu-
gänge zur Stadt führen. — Merkwürdig, wie der Mensch überall
leben und gedeihen mag, während doch sonst jegliches Geschöpf
in seinen besondern Kreis gebannt ist. Auf hohen Klippen, auf
luftigen Baumwipfeln horstet das adlige Raubgefieder; trockene,
hochgelegene Waldungen sind des Auermüdes Standort; die
Waldschnepe liebt dichtes Gestrüpp, den offenen Sumpf die
Mooschnepe, und alle bleiben fein in ihren angewiesenen Grän-
zen. Nicht so der Mensch. Die Kinder desselben Stammes wohn-
nen weit von einander wie Ar und Ribig; auf stolzen Alpen
der Tyroler, in nebelseuchten Ebenen der niederdeutsche Bruder.
Beide sind sie mit gleicher Liebe dem mütterlichen Boden zuge-
han, und im Stolz auf der Heimath Vorzüge weicht keiner dem
andern nur eines Fingers breit.

Auch Isbrand Harmans, der Zimmermann, war aufgewachsen
in solcher Liebe und in solchem Stolz. Jetzt kam er von der
Wanderschaft zurück, das Ränzels auf dem Rücken, den Stab in
der Hand. Einer der hellsten Herbsttage des Jahres 1672 be-
leuchtete die weite Ebene. Vor des Wanderers Blicken erhoben
sich die hohen Basiseien der Vaterstadt, überragt von Thürmen
und Windmühlen. Ein beneidenswerthes Loos erwartete den
jungen Mann in der theuren Heimath: Haus, Hof und Ge-
werbe als väterliches Erbtheil; und eine junge Braut, die,
bei seinem Abschied noch ein halbes Kind, sich jetzt zu voller
Blüthe entfaltet haben mußte. Dennoch jauchzte Isbrand nicht
auf beim wohlbekannten Anblick, und je näher er kam, um so
trübseliger schaute er drein. Er wußte recht wohl, weshalb. Sein
Stolz als Bürger von Coeverden war tödtlich gekränkt. Der
kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Ga-
len, hatte im Sommer nach kurzer Belagerung die Festung ge-
wonnen. Die Kunde der glänzenden Waffenthat war in aller

Welt erschollen, und auch Isbrand hatte in der Fremde davon
vernommen. — Wer in deutschen Landen von der Eroberung
sprach, hatte übrigens wenig Freude daran und sein Erstaunen
war mit Unwillen gepaart. Die geistlichen Fürsten von Köln
und Münster waren dazumal dem ehrgeizigen und länderfüchtigen
Franzosen verkauft, und bekriegten in seinem Solde die freien
Niederlande, zu großem Nachtheil des Reiches, und wahrlich nicht
zur Ehre des deutschen Namens.

Der Zimmermann meinte, es müsse ihm das Herz abstoßen,
als er am Thor das Wappen, vor der Wache die Fahne erblickte.
Wo war der aufrechte Leu von Gold mit den sieben Pfeilen in
der Branke? wo seine Umgebung von sieben Schilden? wo vor
allen der Goldschild von Ober-Offel mit dem rothen Löwen und
dem blauen Strom? Statt ihrer spreizten sich fremde Schil-
dereien, Schwert und Krummstab. Der Ritterhelme waren wie
zum Spott der Niederländer Zahl ebenfalls sieben, deren mittel-
ster die Bischofsmütze trug. Die neun Felder des Schildes wiesen
die Abzeichen des Hauses von Galen, wie der Herrschaften und
Ansprüche der Städte Münster und Paderborn. Die Wache war
von Münsterschem Volk besetzt.

Der Posten rief den Wanderer an. „Gut Freund!“ hätte
er antworten sollen, doch bracht' er's nicht aus der Kehle. Aber
Bescheid gab er dennoch, wenn schon nicht den höflichsten. Wenn
der Deutsche brummig ist und grob sein will, so hat er hundert
Redensarten, womit er, ohne es zu sagen, immerdar ausdrückt,
was ungesagt verstanden wird. Der Wächter nahm das Ding
krumm. „Halt!“ schrie er mit gefältem Speiß und rief nach
dem Befreiten. Bald darauf stand Isbrand in der Wachstube
vor dem Offizier. Der junge Kriegsmann schaute nicht gar zu
leutselig drein; aus dem hageren, bleichen Antlitz bligten ein paar
grimmige Augen, den höhnisch niedergezogenen Mund überschat-
tete ein schmaler Schnurrebart, schief saß der Hut auf dem reichen
Haar. Ein gewaltiger Bierkrug und ein Branntweinkännchen
standen schwerlich bloß zur Zierde auf dem Tisch, woran gelehnt
der regierende Herr Lieutenant seine Pfeife schmauchte, den El-
lenbogen aufgestemmt, die Beine lang ausgestreckt.

„Was ist mit dem Schuß?“ fragte der Offizier. — „Ich
bin kein Schuß,“ versetzte Isbrand, „sondern ein Bürgersohn
von Coeverden. Hier meine Kundschaft.“ — „Was frag' ich
nach dem Wirth?“ sagte der Offizier; „du hast die Achtung
gegen seine hochfürstliche Gnaden von Münster aus den Augen
gesezt.“ — „Das hab' ich nicht.“ — „Du wagst zu läugnen?
Du untersehest dich zu widersprechen?“ — „Ich rede nur die
Wahrheit. Auf groben Klotz ein grober Keil, das ist des Zim-
mermanns Art.“ — „Schönen Dank für die Auskunft, guter
Freund; zum Lohn sollst du nun auch des Soldaten Art kennen
lernen. Ich meine, du wirst das Ding so geschwind nicht ver-
gessen. . . Auf die Bank mit dem Burschen!“

Thränen des Schmerzes und der Schaam in den Augen

*) Aus dem Morgenblatt.

tiefen Grimm im Herzen, Rachepläne in Gedanken, schlich der Mißhandelte seinem Hause zu. „Der Empfang war übel,“ sprach Isbrand zu sich selber; „der Himmel gebe, daß nichts Schlimmeres nachkomme. O goldenes Niederland, es ist weit gekommen mit der Freiheit in Ober-Äffel, wenn der Kriegsknecht uns durchprügeln darf wie arme Hunde! Doch laß ich's nicht dabei, so wahr ich zu Coeverden daheim bin! Mein erster Gang soll zum Befehlshaber sein, und der muß mir Genugthuung schaffen, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt gibt.“

Das Stadthaus war ein gewaltiger Bau, gleichsam eine Welt für sich. Das Vordergebäude gegen den Markt hinaus und die Seitenflügel im großen Hof enthielten Gelasse für die Versammlungen der Bürgerschaft, für die Sitzungen des Rathes und der Jünste, nebst Kanzleien, Niederlagen und Gefängnissen; im Hinterhaus am zweiten kleineren Hof war die Stadtschule zu finden. Für den Augenblick hatten diese Räumlichkeiten ihre Bestimmung gänzlich verändert. Die Halle im Erdgeschoß und die anstoßenden Gemächer dienten als Hauptwache, das erste Stockwerk bewohnte der Befehlshaber mit Weib und Kindern, im übrigen lag alles voll von Offizieren und Gemeinen. Auch der Küster und Schulmeister im Hinterhaus, Meister Meyndert van Thynen, hatte Schulstube und Wohnung hergeben müssen, so daß er mit seinem ganzen Hausstand sich auf ein Oberstübchen beschränkt sah. Selbiger Hausstand war indessen nicht stark; er bestand aus einer einzigen Tochter, einer rührigen Dirne, deren Finger und Fehen noch überflüssig ausreichten, ihre Lebensjahre davon abzuzählen. Eine ächt niederdeutsche Schönheit, weiß und roth wie Milch und Blut, von Formen drall und prall, stand Miesje *) fest auf breiten Sohlen. Ueber der klaren Stirn geschleitet, zog sich goldeyth das Haar an den Schläfen hin; die großen blauen Augen sprühten feuriges Leben, als wären sie schwarz. So trägt der edle Stein aus Westindien die Farbe des Meeres mit dem Abglanz der Sonne.

Mit halbem Schein lugte der Herbstmorgen durch die sechs-eckigen Schreien in's Oberstübchen, dessen Bewohner sich längst schon vom Strohsack erhoben hatten. Jedes von Beiden lag einer Beschäftigung ob, wobei es Niemand so leicht gesucht hätte. Miesje, fröhlich wie im Lenz die frühe Lerche, trällerte ein Liedchen und begleitete sich dazu weder auf der Laute noch auf dem Hackbrett; eine Trommel war's, eine ächte und gerechte Soldatentrommel, worauf sie mit zwei Klöpseln herumschlug; doch hatte sie, um den Ton zu dämpfen, ein Stück Luch auf das Kalbfell gebreitet. Der Küster seinerseits saß beim Fenster, vor sich ein Reiskbrett, statt sonstiger Schreiberei; der Grundriß einer Festung war es, den er mit Reiskhiene, Zirkel, Winkelmaß und Reiskfeder sauber auszeichnete.

Draußen klopfte es an die Thür. Verdrießlich lehnte Meyndert das Reiskbrett umgekehrt an die Wand, während Miesje den Niegel zurückschob. Sie war nicht unwirsch, weil sie den Klopfer gleich errieth. Bernd trat ein, der kleine Trommler, ein allerliebster Bube von etwa zwölf Jahren, mit einem MädchenGesicht. Er ließ sich von Miesje herzen und küssen und setzte sich dann auf einen Schemel mitten in's Zimmer. Miesje begann auf des Knaben Haut den wahrhaft mädchenhaften Reichtum üppiger Locken zu strahlen und aufzubinden, wie sie alle Morgen that. Bernd sagte zum Küster: „Meister, wie schade, daß Euer Kind kein Junge geworden.“ — „So denk' ich zuweilen auch,“ ent-

*) Miesje. Marie.

gegnete Meyndert; „dennoch ist mir's lieber, wie's ist. Ein Knabe wär schon über alle Berge.“ — „Die Jungfer werdet Ihr auch nicht bis zu Winterpfingsten behalten,“ meinte alsflug der Bube; „aber wir Beide hätten ganz gut zusammengepaßt.“ — Meyndert lachte. „Sie hat schon etwas Rechtschaffenes von dir gelernt,“ sagte er, „und ich wette, sie trommelt dir auf der Stelle jeden Marsch, den sie nur einmal vernommen.“ — Bernd warf sich in die Brust. „Freilich,“ betheuerte er, „ich darf stolz sein auf solche Schülerin.“

Miesjes blaue Augen funkelten und bligten. „Kein herrlicherer Ton als Trommelschlag!“ rief sie; „dem Wirbeln und Rasseln lauscht begehrlieh das Ohr, neigt sich das Herz. Wär' ich ein Knabe, wie wollt' ich munter im dichtesten Kugelhagel die Trommel rühren, hinter mir die tapfern Grenadiere. Dann wäre Bernd mein Zellgenos und . . .“ — Unerlößlich verstummend, neigte sie das erröthende Antlitz tief auf ihrer Hände Werk nieder, als wäre sie unversehens kurzichtig geworden. Der Vater hatte dessen kaum acht, sondern brummte vor sich hin: „Mein Junge würde den hochmögenden Staaten dienen.“ Der Trommler jedoch, ein durchtriebener Schelm, flüsterte ergänzend: „Und mein Lieutenant wäre dein Hauptmann, wenn er's nicht schon ist.“ Des Schwägers Mund verschloß eine weiße Hand. Seinen Einfall belohnte ein Lächeln, dessen Freundlichkeit der strenge Blick aus dem Augenpaar nur um so offener machte. Mit dem Führen war's der Jungfer eben nicht Ernst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kessler'sche Maschinenfabrik in Karlsruhe

hat kürzlich auf die badische Staatsseisenbahn ihre hundertste Lokomotive abgeliefert, welche von der Bahndirektion den Namen Emil Kessler erhielt. Bei dieser Gelegenheit wird es nicht ohne Interesse sein, über den Beginn, seitherigen Fortgang und gegenwärtigen Stand dieses großartigen Etablissements einiges Nähere zu vernehmen. Die Fabrik begann im Winter 1836 mit einigen wenigen Arbeitern, und beschäftigte sich bis zum Jahr 1841 mit Anfertigung von mathematischen Instrumenten, Apparaten und kleinen Maschinen für die Privatindustrie, so wie mit Werkzeugen und Maschinen für den im Jahr 1840 beginnenden badischen Eisenbahnbau. Im Frühjahr 1841 wurde die erste Lokomotive, Badenia, zu bauen angefangen, und am 1. Januar 1842 fand die erste Probe damit statt, welche so gut ausfiel, daß die badische Eisenbahn dem Etablissement sogleich eine weitere Bestellung auf Lokomotiven, Waggons zum Gütertransport, Drehscheiben und sonstige Eisenbahneinrichtungen ertheilte. Im Ganzen sind seit 1842 aus diesem Etablissement für ungefähr 4,800,000 fl. Arbeiten hervorgegangen. In Bestellung sind im Augenblicke für die Eisenbahnen in Italien, Oesterreich, Bayern, Frankfurt, die beiden Hessen, Sachsen, Hannover, Rheinpreußen, Westphalen gegen 80 Lokomotiven. Die Anzahl der zur Zeit beschäftigten Arbeiter ist an 900, wovon mindestens $\frac{2}{3}$ aus dem badischen Lande selbst und in der Nähe ansäßig sind. Die täglichen Löhne der Arbeiter übersteigen die Summe von 1000 fl. Von welchem vortheilhaften Einfluß dies auf die Gewerbe von Karlsruhe und der Umgegend ist, heßt sich von selbst hervor. — Das Etablissement, welches Dr. Kessler in Eßlingen gründete, ist nun seit einigen Monaten ebenfalls vollständig eingerichtet, und zu Ende Septembers wurde bereits die erste ganz darin angefertigte Lokomotive abgeliefert.

In dem Eßlinger Etablissement sind über 500 Arbeiter beschäftigt. Rechnet man aber beide Anstalten, die ja doch unter der alleinigen Leitung des Hrn. Kessler stehen, zusammen, so ergibt sich eine Arbeiterzahl von 1400, mit einer jährlichen Produktionsfähigkeit an Maschinen im Werthe von nahe an 2½ Millionen Gulden und einem Aufwande von mindestens 600,000 fl. für Arbeitslöhne. — Es ist dies wieder ein Beispiel, an dem sich recht anschaulich der Werth eines geeigneten Zollschutzes zeigt. Nie wäre es möglich gewesen, solche großartige Etablissements in's Leben zu rufen, wenn nicht ein wirksamer Zollschutz für die Maschinen zum Eisenbahnbetrieb vorhanden wäre. Auch widerlegt sich an demselben Beispiele die noch zuweilen vorgebrachte Behauptung, daß ein schützender Zoll auf Vertheuerung hinwirke und deshalb zum Nachtheil der Konsumenten oder Käufer ausschlage; vielmehr erstieht man aus den oben angeführten Thatfachen, daß das hiesige Etablissement im Stande ist, auch nach Ländern außerhalb des Zollverbandes (Italien, Oesterreich, Hannover) Lokomotiven zu liefern, also in offene Konkurrenz mit den englischen Fabriken zu treten. Der Zollschutz ist demnach keineswegs eine Belastung für das Inland, sondern er ist da, um der inländischen Industrie Zeit zu geben, stark zu werden. So sind denn auch keineswegs durch die deutschen Lokomotivfabriken die Lokomotiven für Deutschland theurer geworden; wohl aber würden, wenn nicht eine deutsche Fabrikation da wäre, die englischen Fabriken, bei der starken Nachfrage in den letzten Jahren, uns den Preis nach Belieben in die Höhe gestellt haben. Die Erfahrung ist ein unwiderlegbares Argument; — warum sollte man nun, Angesichts dieser und ähnlicher Erfahrungen, nicht auch die andern Industriezweige durch gleichen Zollschutz zu heben bedacht sein.

(Karlsru. Z.)

Aus der Zeit.

Karlsruhe, 30. Okt. Wie bereits berichtet, hatten sich bei der kürzlich erfolgten Rückkehr J. K. R. H. des Großherzogs und der Großherzogin in einem der Säle des Schlosses eine große Anzahl Frauen versammelt, um J. K. H. der Großherzogin den Ausdruck ihrer freudigen Gefühle darzubringen. Wir glauben ergänzend nachtragen zu müssen, daß, außer mehreren Mitgliedern des Frauenvereins, insbesondere auch dem Verein nicht angehörende Frauen von Bürgern aus dem Handels- und Gewerbestande es waren, welche ihrer edlen Fürstin in dieser Weise die innigste Verehrung auszudrücken wünschten.

Mainz, 26. Okt. Der jetzige Wasserstand des Rheins ist so niedrig, daß man hier eben beschäftigt ist, an den Pfeilern der früheren römischen Brücke so viel als möglich abzuschlagen, zu welchem Behufe ein Floß mit mehreren Rachen seit einigen Tagen an dieser Stelle vor Anker liegt. Die Dampfboote haben eine sehr schwierige Fahrt dieses kleinen Wassers wegen.

Berlin, 26. Okt. Gestern trat hier ein Congress von jüdischen Reformfreunden aus den verschiedensten Gauen Deutschlands zusammen, um Principien für fernere Reform des Judenthums festzusetzen. Es haben sich bis jetzt zu demselben achtzehn Personen eingefunden, welche meistens kleinere oder größere Genossenschaften vertreten.

Kassel, 26. Okt. Die Ständeversammlung ist nun vier Wochen beisammen, und man muß gesehen, daß sie eine ziem-

liche Thätigkeit entwickelt hat. In nächster Sitzung steht die Proposition der Staatsregierung zur Erhöhung der Gehalte der Offiziere oben an der Tagesordnung und man sieht mit ziemlicher Spannung den Entschlüssen der Ständeversammlung entgegen.

— Wien, 24. Okt. Von Seite der Hofkammer ist bei Sr. Maj. dem Kaiser der Antrag gestellt worden, den Israeliten gleich allen übrigen Staatsbürgern den Betrieb des Bergbaues zu gestatten und alle gesetzlichen Beschränkungen in dieser Hinsicht völlig aufzuheben, was jedenfalls von wichtigen Folgen sein würde. Bis jetzt sind die Juden in Oesterreich vom Betrieb des Bergbaues gänzlich ausgeschlossen und in Ungarn geht die Beschränkung so weit, daß sie sieben Meilen entfernt von jedem Bergwerk wohnen müssen.

— Schweiz. In der letzten Sitzung der Tagsatzung gab der eidgenössische Kanzler, Hr. Amrhyn aus Luzern, die Erklärung ab: er könne es mit seinem Gewissen nicht vereinigen, einen Exekutionsbeschluß der Tagsatzung gegen seinen Heimathskanton zu unterzeichnen, und lege daher sein Amt nieder. Da dieser Schritt gänzlich unerwartet kam, so verfehlte er auch nicht einen großen Eindruck hervorzubringen. — Bayern, Württemberg und Baden werden an der Eernirung der Schweiz keinen Theil nehmen, so viel auch Andeutungen und Vermuthungen darüber in diesem Augenblicke in den Blättern laut werden. Sind wir recht unterrichtet, so liegen darüber bestimmte Erklärungen vor. Frankreich ist, so gut wie Rußland und Preußen, mit Oesterreich einverstanden.

— In Bern hegt man wieder einige Hoffnung auf Erhaltung des Friedens, indem seit einigen Tagen Privatkonferenzen zwischen den Gesandten des Sonderbundes und der Mehrheitskantone stattfinden.

— Paris, 26. Okt. Ein Abgesandter des Sonderbundes soll vor einigen Tagen in Paris gewesen und von hier nach Wien abgegangen sein. Auf der Kanzlei des Ministeriums des Auswärtigen wird Tag und Nacht gearbeitet. — Einige Blätter behaupten, in der nächsten Kammer Sitzung werde die Regierung die Aufhebung des Verbannungsdekrets gegen die bonapartesche Familie beantragen.

— London, 25. Okt. Die Bank von England hat heute den Minimumsatz des Diskontos für Wechsel, welche nicht länger als 94 Tage zu laufen haben; auf acht Procent erhöht.

— Madrid, 21. Okt. Es heißt, General Narvaez habe einen sehr freundlichen Brief an Espartero geschrieben und ihm die Gesandtschaft in London angeboten. Ueberhaupt scheint eine Annäherung der siegreichen Parthei an die Progressisten angebahnt zu werden.

— Konstantinopel, 13. Okt. Die Pforte scheint noch immer ihren Besitztitel auf Algier geltend machen zu wollen. Zwei griechische Schiffe hatten hier Ladung eingenommen, die nach Algier bestimmt war. Als die Pforte um den zur Fahrt nöthigen Ferman ersucht wurde, verweigerte sie diesen, indem sie die Fahrt von hier nach Algier für Gur Zeit den griechischen Schiffen unterlagte. Küstenfahrt erklärte, aus einem türkischen Hafen in den andern. Der französische Gesandte nahm sich so gleich eifrig der Sache an und protestirte gegen diese Erklärung der Pforte, als sei Algier noch türkisches Besitzthum. Die Pforte blieb aber hartnäckig bei der gegebenen Erklärung und verweigerte den Ferman, so daß die beiden Schiffe endlich genöthigt waren, um weiter zu kommen, ihre Ladung nach Malta konfigniren zu lassen.

— Aus New-York ist die Nachricht eingetroffen, daß die Amerikaner, nach einer blutigen Schlacht vor den Thoren von

Mexiko und einem darauf folgenden schrecklichen Bombardement dieser Stadt, am 15. oder 16. Sept. sich nicht ohne schwere Verluste derselben bemächtigt haben. Die Zahl der Todten ist auf beiden Seiten sehr stark.

Verschiedenes.

Regesänger. Fünf Nordamerikaner, die sich Regesänger nennen, sind zu uns herübergekommen, um am Rheine Lieder zu singen aus den fernen Urwäldern und Pflanzungen ihrer Heimath. Diese Sängergesellschaft hat sich bei ihrem langen Aufenthalte in den Regestaaten Nordamerikas mit den Gesängen, Tänzen, Pantomimen und Sitten der dortigen schwarzen Bevölkerung innig vertraut gemacht. In England, wo sie bereits seit zwei Jahren in allen großen Städten sich hören ließen, ganz besonders aber in London, haben sie Furore gemacht und dreimal vor der Königin gesungen. Von England aus besuchten sie zuerst Holland, wo sie während fünf Monaten 120 Abendvorstellungen bei stets gefüllten Häusern und unter großem Beifalle gegeben, so wie auch zweimal bei Hofe gesungen haben. In Deutschland angelangt, sind sie in Elberfeld bereits aufgetreten und werden noch im Laufe dieser Woche in Köln eintreffen.

Das Trauerspiel von der Flasche. Der Karrikaturzeichner George Cruikshank, dessen politische Zerrbilder und geistreiche Illustrationen der humoristischen Werke von Dickens, Hood u. A. ihm auch auf dem Kontinent einen nicht unverdienten Ruf erworben haben, ist neulich mit einer Reihe von Skizzen hervorgetreten, die in manchen Stücken von seiner bisherigen Manier abweichen und sich mehr der Hogart'schen dramatisch-moralisirenden Weise nähern. Sie stellen zwar alltägliche, aber darum nicht minder tragische Scenen dar; ihr Thema ist ein bürgerliches Trauerspiel, das mit geringen Abweichungen überall gespielt worden ist und noch gespielt wird, wo man jenen Feuergeist verehrt, der auch im Schoße des ersten preussischen Landtags seine Vertheidiger gefunden — den Vater Mathew und Professor Kranichfeld umsonst zu bannen suchen, und dem ein erfinderscher Teatotalter den Namen „König Alkohols“ gegeben hat. Es ist die Geschichte von der Flasche, die hier in acht graphischen Blättern erzählt wird; die handelnden Personen sind ein englischer Arbeiter und seine Familie. Auf dem ersten Blatte, das für den ersten Akt oder die Exposition des Drama's gelten kann, wird die liaison dangereuse mit der Flasche angeknüpft, indem der Mann seine Frau verleitet, ein Schlüßchen daraus zu nehmen — also das Umgekehrte vom Sündenfall. Die Folgen stellen sich schon auf dem zweiten Blatte heraus: der Mann wird von seinem Brodherrn wegen Trunkenheit verabschiedet, und auf dem dritten wird er von seinen Gläubigern ausgepöndelt, weiß sich aber in diesem Unglück noch immer mit der Flasche zu trösten. Der vierte Akt stellt die Familie vor, wie sie, an den Bettelstab gebracht, durch die Straßen wandert; im fünften stirbt das jüngste Kind vor Hunger und Kälte, während die Flasche noch immer dazu dient, den Schmerz der Eltern zu betäuben. Das sechste Blatt zeigt die häuslichen Zwistigkeiten und heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, die aus dem zu häufigen Gebrauch der Flasche entstehen — sie führen im siebenten zur Ermordung der Frau durch ihren Mann, der sie mit dem verhängnißvollen Werkzeuge

ihres Elends erschlägt. In der achten und letzten Scene endlich hat die Flasche ihre Aufgabe vollbracht; sie hat das Kind und seine Mutter umgebracht, den Sohn und die Tochter dem Laster und dem Verbrechen überliefert und den Vater zum Bewohner eines Irrenhauses herabgewürdigt. — Dies ist das furchtbare Drama, welches Cruikshank in seinen Bildern versinnlicht, die für den höchst billigen Preis von einem Schilling (10 Sgr.) für die ganze Serie verkauft werden und die vielleicht geeignet sind, einen größeren und nachhaltigeren Eindruck auf die jenem Laster am meisten preisgegebenen Volksklassen hervorzubringen, als alle fromme Traktätlein und salbungsvollen Tiraden gegen die „Brantwein-Vergiftung.“

Das große Normalkrankenhaus (Bethania) in Berlin. Berliner Blätter enthalten folgende nähere Beschreibung dieses Krankenhauses, welches das Mutterhaus des Schwannendorfs werden soll und zur Ausbildung der Krankenschwestern bestimmt ist. Für dasselbe haben die Stadtbehörden, neben den vom König dotirten 100 Betten, ursprünglich 50 Betten dotirt (das ganze Haus ist für 350 Betten bestimmt), diese Schenkung aber bis jetzt noch nicht ausgeführt, weil die Stadtbehörden eine eigene Aufsicht über die von ihnen zugesandten Kranken führen wollten, was aber die Oberin des Hauses (Fr. v. Ranzau) nicht zugeben mochte. Das Haus liegt im Köpnicker Felde so, daß das Ebenmaß zum Vortheile der Kranken aufgegeben ist. Eine Auffahrt führt in das durch zwei Thürme geschmückte Gebäude, das neben dem Hauptgebäude zwei Seitenflügel hat, und zuerst in einen prächtigen Vorsaal mit künstlerischen Reliefs. Es ist durch eine Flur des Erdgeschosses von einer Halle getrennt, welche den Wiedergenesenen zur Erholung dient. Oberhalb der Halle liegt die Kirche, zu welcher man aus allen Geschossen des Hauses gelangen kann; sie ist im Basilikensyl gebaut, fast gegen 500 Personen und ist angemessen und schön, namentlich auch durch ein Freskobild von Herrmann aus München, ausgestattet. Vorsaal, Halle und Kirche werden durch Wasserheizung erwärmt. In dem Erdgeschoß befinden sich die Räume für die Verwaltung, wie für Ausbildung der Pflegerinnen, die Apotheke (in welcher durch eine Frau dispensirt wird; die Medikamente selbst liefert die Hofapotheke), eine Schule, Küche, Waschkhaus u. s. w.; in den beiden Stockwerken sind die Säle für innere und äußere Kranke, und hier wieder Männer und Frauen getheilt. Die Krankensäle sind für 10 und 5 Betten eingerichtet; es gibt auch Zimmer für Einzelne gegen Bezahlung. Die innere Einrichtung der Zimmer ist in jeder Beziehung musterhaft. Die Heizung geschieht hier durch luftdicht verschlossene Kachelöfen, die Ventilationsvorrichtungen sind trefflich, und für Luftein- und Ausströmung ist auf das Zweckmäßigste gesorgt. Mittelt einer im Untergeschoß befindlichen Dampfmaschine kann jeder Kranke vermöge eines Hahnen zu jeder Zeit frisches Wasser haben. Zwischen je zwei Krankensälen, deren es im Ganzen 40 gibt, alle der Sommerseite zugekehrt, ist ein Zimmer für zwei Krankenschwestern, dicht neben jedem Krankensaal ein Water-Closet, und zu je vier Krankenzimmern gehört eine Wärmkuche für die Bereitung der Kataplasmen u. s. w. Durch Wasserleitungen wird nicht nur das ganze Haus erwärmt, sondern auch Wasser nach der Küche in die Kessel behufs der schnellen Bereitung der Speisen und in die Badzimmer geführt. An die Küche stoßen die Vorrathskammern, der Wein- und Bierkeller, weiterhin die Wasch-, Platt- und Trockenräume, Alles sehr sinnig angelegt. Das Ganze ist mit Gas beleuchtet.

